

## **Christian Höppner: Transkulturalität - Interview mit Wolfgang Welsch**

**Das Gespräch ist im Musikforum 01/2010 erschienen.**

*Spätestens, seitdem der Philosoph Wolfgang Welsch 1997 sein Konzept der transkulturellen Gesellschaft präsentierte, geistert der Begriff durch den kulturpolitischen Diskurs in Deutschland: Transkulturalität meint nach Welsch, dass die Begegnung unterschiedlicher, vielleicht sogar gegensätzlicher Kulturkreise in der Konsequenz zu einer Verwischung der Grenzen führen kann, möglicherweise auch zu ihrer Aufhebung.*

*Für Welsch entsteht durch Transkulturalität freilich keine Globalkultur, keine uniforme Weltkultur, sondern sie äußert sich in Individuen und Gesellschaften, die transkulturelle Elemente in sich tragen. Die Kombination von verschiedenen vertikalen und horizontalen Elementen verschiedener Herkunft macht so jedes Individuum transkulturell. Die transkulturelle Gesellschaft ist eine Kultur, an der alle teilhaben, egal aus welcher nationalen Kultur sie ursprünglich kommen.*

*Wichtig ist Welsch in diesem Zusammenhang das Erkennen der fremden Elemente uns. Unsere Identität besteht zu einem großen Teil auch aus fremden Elementen, erst wenn uns diese Fremdheit bewusst ist, erkennen wir auch die Ähnlichkeiten mit äußeren Fremdheiten. Ansatz für eine solche Kultur sei der Austausch von unterschiedlichen Lebensformen, Werterhaltungen und Weltanschauungen. Durch diese Art der Begegnung entstünden neue Formen kultureller Verbindungen, die in einer Art Netzwerk miteinander verwoben werden.[\*]*

***Für das Musikforum sprach Christian Höppner mit Welsch über Integration, Multikulturalität und faktische wie innere Transkulturalität.***

Auf Kommunal-, Landes- und auch auf Bundesebene gibt es inzwischen ein recht gut ausgebautes Netz von Integrationsbeauftragten. Wer integriert hier wen?

Wolfgang Welsch: In diesen offiziellen Bemühungen wollen offensichtlich die Leitkulturalisten die Nicht-Leitkulturalisten integrieren. Aber unterhalb dieser offiziellen Ebene geschieht viel Interessantes. Meines Erachtens kommt es nämlich wenn überhaupt nur im Alltag zur Integration. Diese muss sich in der Auseinandersetzung, in der Begegnung, im Dialog und in täglichen gemeinsamen Praktiken von Individuen vollziehen. Gesellschaftliche Maßnahmen wie der Einsatz von Integrationsbeauftragten werden erst dann nötig, wenn auf dieser Ebene etwas falsch gelaufen ist. Meiner These nach hat z. B. das heute überall angepriesene Konzept des Multikulturalismus Fehler: Es führt zur Abschottung statt zur Integration.

Inwiefern führt Multikulturalität zur Abschottung? Können Sie die Grundzüge Ihrer Theorie näher erläutern?

Welsch: In meiner Theorie geht es um Unterschiede zwischen Multikulturalität, Interkulturalität und Transkulturalität. Die beiden ersten Begriffe fallen für mich unter eine veraltete Kulturvorstellung, wie sie Johann Gottfried Herder formuliert hat. Demnach sind Kulturen wie Kugeln: nach innen homogen und nach außen klar abgegrenzt und damit kommunikationsunfähig. Kugeln, das sagt Herder wörtlich, können einander nur stoßen. Wenn sich Kulturen nun wie Kugeln verhalten, dann entstehen zwei

Probleme: Zum einen darf man als Interner nicht von seiner Kultur abweichen; man darf kein Fremder in seiner eigenen Gruppe sein. Zum anderen kann es im Außenbezug keine Begegnungen, geschweige denn Vermischungen geben. Die Konzepte der Multikulturalität und der Interkulturalität halten beide an der Kugelprämisse fest. Ihr Unterschied liegt nur darin, dass die Multikulturalisten sich auf Kugeln innerhalb einer Gesellschaft beziehen sie unterscheiden zwischen den Deutschen, den Türken, den Italienern usw. in einem Land, während die Interkulturalisten einen Dialog zwischen den Gesellschaften bzw. Ländern und deren unterschiedlichen Kulturen in Gang bringen wollen.

Theoretisch ist die Erfolglosigkeit beider Unternehmen von vornherein absehbar, denn wenn Kulturen wirklich wie Kugeln sind, dann ist damit schon entschieden, dass sie einander nur missverstehen können. Das Konzept der Inkommensurabilität zwischen Kulturen ist Bestandteil vieler großer Theorien wie z. B. der Hermeneutik Gadamer's. Gadamer zufolge würde die Verständigung zwischen Mitgliedern kleiner Kugeln wie z. B. zwischen einem Bayern und einem Thüringer oder einem Bayern und einem Italiener noch funktionieren können. Alles, was zu unserer Herkunftsgeschichte gehört was also maximal bis zu den alten Griechen zurückreicht, ist für uns prinzipiell noch verständlich. Darüber hinaus aber können wir nicht mehr verstehen, sondern nur noch missverstehen. Beispielsweise können wir Asiatisches nicht mehr verstehen, denn es gehört nicht zu unserer Herkunft, zu unserem Kulturkreis. Asiatisches mag uns interessant und anregend erscheinen, aber wirklicher Zugang dazu ist uns unmöglich. Und ebenso sollen Asiaten in ihre Kulturkugel eingesperrt sein was freilich, und daran kann man die Unsinnigkeit dieser Vorstellung erkennen, bedeuten würde, dass sie von Mozart oder Beethoven nur Fehlinterpretationen liefern können. Jedenfalls: Wenn das Kugelkonzept im Recht ist, dann kann interkultureller Dialog aus prinzipiellen Gründen nicht funktionieren.

Mein Transkulturalitätskonzept setzt anstelle des antiquierten Kugelmodells auf ein Verflechtungsmodell. Durch Wandlungsbewegungen waren Kulturen immer schon länderübergreifend miteinander vernetzt. Die Auffassung der Kulturen als Kugeln ist schon historisch falsch. Schauen Sie sich den angeblich deutschesten aller Künstler, Albrecht Dürer, an: Dieser ist nach Venedig gegangen, um dort er selbst zu werden. Historisch gesehen waren Vermischung und Transkulturalität vorherrschend. Erst später, am Ende des 18. Jahrhunderts, kam es zur Fehlvorstellung von Kulturen, die wie Kugeln voneinander abgegrenzt sein sollten eine Vorstellung, die im 19. und besonders im 20. Jahrhundert schreckliche Folgen zeitigte.

Nicht nur in der Politik und den Medien, sondern auch in der öffentlichen Wahrnehmung wird dennoch meist auf das Kugelmodell zurückgegriffen. Sind Ihrer Meinung nach grundlegende Ängste für dieses Phänomen verantwortlich?

Welsch: Meist sagt man, dass die Globalisierung die Menschen verunsichere und dass diese sich dann schier krampfhaft ans Gewohnte und Bewährte klammern. Vermutlich gibt es aber einen viel tieferen Grund. Es muss in der Evolution des Menschen eine Zeit gegeben haben, in der Gruppenzugehörigkeit essenziell für den Überlebenserfolg war. Vergleicht man z. B. menschliche Kulturen mit Schimpansen-Populationen, so fällt auf, dass es nur bei den Menschen zum Ostrazismus, also zur Ausstoßung von Abweichlern, gekommen ist. Dieser starke Gruppenzwang unter den Menschen muss in der Steinzeit entstanden sein, als alle Gruppenmitglieder blutsverwandt waren. Zu dieser Zeit konnte man es sich nicht leisten, außerhalb der Gemeinschaft zu stehen. Der Einzelne wie die Gruppe waren darauf angewiesen, dass alle gegen andere Gruppen zusammenhielten. Auch wenn sich die Verhältnisse im Zeitalter der Hochkultur verändert haben, tragen wir vermutlich noch alle dieses Steinzeit-Gen in uns, weshalb auch wir noch zum Tribalismus neigen. Übrigens kann man so

erkennen, welcher dubioser Begriff der der Kulturnation ist. Einst waren Gruppen durch Blutsgemeinschaft zusammengeschweißt jetzt soll die Kultur diese Funktion übernehmen. Kulturnation ist Blutsgemeinschaft soft.

In meiner Theorie unterscheidet ich zwischen der Makro- und der Mikroebene. Es ist unbestreitbar, dass es auf der Makroebene der Gesellschaft heute sehr viele Mischungen gibt, z. B. in der Ernährung. Wichtiger ist in meinen Augen die innere Transkulturalität der Individuen (Mikroebene). Heutige Menschen nehmen, im Gegensatz zu früher, mehr unterschiedliche kulturelle Einflüsse auf und verbinden diese zu ihrer eigenen Identität. Deshalb sind sie zunehmend in sich transkulturell. Das erlaubt ihnen auch, mit der externen Transkulturalität besser zurechtzukommen. Im Übrigen schließt die postmoderne Transkulturalität nicht, wie man oft fälschlich glaubt, starke Bindungen aus. Lassen Sie es mich mit dem Bild von Standbein und Spielbein erklären: Es ist gut, ein Standbein zu haben und für viele bildet die lokale, regionale oder nationale Identität dieses Standbein. Aber das Standbein soll nicht zum Klumpfuß werden. Das Standbein soll viele Spielbewegungen, soll Offenheit für Anderes ermöglichen, nicht ausschließen.

In Ihren Arbeiten begegnet man oft den Ideen Ludwig Wittgensteins, deren zentrale Aussagen weniger das Verstehen als vielmehr Interaktionen in den Mittelpunkt rücken. Welche Verbindung sehen Sie persönlich zwischen Ihren Theorien und der Arbeit Wittgensteins?

Welsch: Bei Wittgenstein fand ich besonders spannend, dass es mehr um Interaktionen als um Verstehen geht. Wittgensteins ganzer Kulturbegriff ist von Grund auf pragmatisch angelegt. Es kommt darauf an, einer gemeinsamen Lebenspraxis fähig zu sein, also, salopp ausgedrückt, miteinander zurechtzukommen. Und dafür sind gemeinsame Verhaltensweisen viel wichtiger als ein exaktes Verstehen. Selbst wenn man Menschen begegnet, mit denen man keine Sprache gemeinsam hat, sind Austausch und guter Umgang möglich. Denn es gibt unterhalb der Sprache viele elementare Formen der Verständigung, denken Sie an Zeichen der Höflichkeit, an Gestik, Mimik und Intonation. Wittgensteins Grundgedanke, dass man in den Praktiken miteinander zurechtkommen muss, scheint mir auch in der heutigen Situation, in der die Menschen sich weltweit immer mehr in einer Sprache (Englisch) verständigen, noch immer wichtig.

Auch wenn die Politik für die Zukunft nur Rahmenbedingungen festlegen kann: Welche Mittel könnte sie dennoch nutzen, um Transkulturalität zu befördern?

Welsch: Ich würde den Fokus auf Maßnahmen legen, die Individuen ihre eigene innere Transkulturalität erkennen lassen. Man könnte z. B. in Schulen Aufklärungsspiele durchführen, in denen man eine scheinbar einheitliche oder homogene Kultur untersucht. Dabei würden die jungen Menschen feststellen, dass es innerhalb der Kulturen verschiedene Strömungen gibt. Dies ist allein schon deshalb so, weil die Individuen unterschiedlich sind. Jede Kultur ist hybrid. Nehmen wir Indien als Beispiel: Einem Außenstehenden mag die indische Kultur einheitlich vorkommen, aber tatsächlich gibt es dort 198 Sprachen und eine große Unterschiedlichkeit der einzelnen Kulturen.

Beispiel Berlin: Wo es viele Schüler mit Migrationshintergrund gibt, wäre es ein gutes Training, Homogenitätsbehauptungen zu überprüfen. Die Kinder würden so ein Bewusstsein der faktischen Transkulturalität gewinnen und - was mir das Wichtigste scheint - ihre eigene innere Transkulturalität bemerken. Heutzutage werden Kinder ja durch wesentlich mehr unterschiedliche Einflüsse geprägt, als dies zu meiner Zeit der Fall war. Wie die Deutschen heute leben, das wäre vor 40 Jahren undenkbar gewesen. Durch den Kontakt zu anderen Kulturen hat es mittlerweile viele Abfärbungen gegeben inzwischen haben sogar die Deutschen gelernt, das Leben zu genießen.

In vielen Bereichen ist es zu Öffnungen gekommen, z. B. in der Medizin. Ich finde es begrüßenswert, wenn westlich ausgebildete Schulmediziner alternativen Behandlungsmethoden gegenüber aufgeschlossen sind. Eine Verbindung der Schulmedizin mit Akupunktur oder Tai Chi-Therapien wäre früher unvorstellbar gewesen. Oder denken Sie an die großen europäischen Fußballclubs: Vor 30 Jahren wäre es undenkbar gewesen, dass die Spieler überwiegend aus anderen Ländern, ja von anderen Kontinenten kommen, heute ist das an der Tagesordnung und die Fans haben damit keine Schwierigkeiten mehr, sondern geraten in Euphorie, wenn es ihrem Heimatclub gelingt, den Welt-Top-Spieler aus Südamerika oder Afrika zu verpflichten. Selbst bei Nationalmannschaften ist die transkulturelle Mischung inzwischen unverkennbar. Wenn ein Nicht-Experte vor dem Aufeinandertreffen der deutschen und der italienischen U-21-Auswahl Spieler-namen wie Dezagah, Castro, Boateng, Aogo, Khetira und Özil hört, dann wird er vermutlich tippen, dass es sich dabei um Spieler nicht der deutschen, sondern der gegnerischen Mannschaft handelt; auch bei einem Namen wie Marco Marin wird er sich darin bestätigt fühlen. Aber wenn dann diese in der Tat deutsche Auswahl den Favoriten Italien besiegt, dann wird er sich mit all diesen Jungs freuen und auf sie stolz sein. Ich hoffe, die Anerkennung kultureller Mischung wird bald auch in anderen Bereichen so groß sein.

Sind diese Öffnungsprozesse als Folge der Globalisierung für das Individuum eher eine Hilfe, um zu seinem Standbein zu finden, oder eine weitere Überforderung in dieser multimedialen Gesellschaft?

Welsch: Es ist sicher, dass man in der multimedialen Gesellschaft Hilfe braucht, um Abschottungs- und Selektionsmechanismen zu entwickeln. Das ist u. a. eine Aufgabe der Erziehung. Aber insgesamt sind die vielfältigen Optionen, die jedem heute offen stehen, etwas Wunderbares und Bereicherndes. In meiner Jugend gab es z. B. nicht die Option, Buddhist zu werden, und zwar schlicht deswegen, weil man keinem Buddhisten begegnete; wir hatten keinen Fernseher und in meiner kleinen Heimatstadt lebten damals kaum Fremde. Heutzutage wachsen Kinder anders auf, nämlich mit vielen Einflüssen. Man muss deshalb ja nicht gleich ein Buddhist werden, aber man kann von einer solchen Lebenshaltung vielleicht einige Momente oder Farben aufnehmen und in seinen Strauß der Identität einfügen. Ich weiß, dass für viele, die so aufgewachsen sind wie ich, die Gelegenheit, alternative Lebensweisen zu sehen, wahrzunehmen und sich zu vergegenwärtigen, eine große Befreiung war. Ich erlebte das zum ersten Mal ganz intensiv bei einer Klassenfahrt nach Berlin, während der wir die ethnologischen Museen in Berlin-Dahlem besuchten. Es war für mich einfach das Beglückendste, Spannendste und Großartigste überhaupt, andere Kulturen kennen zu lernen wenigstens im Museum, weil es damals im Alltag eben kaum Gelegenheiten gab, mit dem Fremden in Berührung zu kommen. Es ist großartig, dass Museen aufgebaut wurden, in denen sich die Menschen andere Kulturen vergegenwärtigen können. Es freut mich, dass diese Museen auch jetzt noch sehr gut funktionieren. Das Interesse an Ausstellungen aus fernen Ländern ist immer noch sehr groß. Zugegeben: Im Museum ist man, was die Begegnung mit Fremdem angeht, entspannter als im Alltag der Tiger springt einen nicht an oder der Indianer schießt keinen Pfeil ab.

Ich habe vor kurzem in Jena ein Transkulturalitäts-Seminar gehalten. Die meisten Studenten fanden die heutige Offenheit viel besser, als in einer Glocke ohne äußere Einflüsse zu leben. Andererseits meinten sie auch, dass eine Filtrierung stattfinden sollte. Filtrieren muss aber jeder für sich selbst, denn eine institutionalisierte Filtrierung bedeutet Zensur, also Ausschluss, und das wollen wir nicht. Ich weiß nicht, wie die Selektionskompetenz an Schulen trainiert wird, aber wie bei allem funktioniert es keinesfalls über Verbote. Verbote sind - gerade für Jugendliche Anreize. Vermutlich wird zu wenig bedacht, dass man nur mit positiven Signalen Selektionen bewirken kann.

Im Bereich der musikalischen Bildung erleben wir oft, wie Kinder unabhängig von sozialer und nationaler

Herkunft gefördert, aber auch zusammengebracht werden können. In welchem Maß sehen Sie in der Musik ein Potenzial, um Integration voranzutreiben?

Welsch: Hier fällt mir sofort das wundervolle Projekt Rhythm is it! die Erarbeitung von Strawinskys Ballettmusik Sacre du Printemps mit Kindern aus Berliner Problemschulen von Royston Maldoom und Simon Rattle ein. Das ist Schillers Idee der ästhetischen Erziehung in die Praxis umgesetzt. Generell hat die Musik, was Integration angeht, den Vorteil, dass sie von der Wortsprache weitgehend unabhängig ist. Sie hat also einen Universalitätsvorteil: Sie kann Menschen zusammenführen, ohne an Sprache oder Bildungsunterschiede gebunden zu sein. Übrigens: Schon Darwin hat die integrierende Kraft der Musik betont; Musik diene dem Gruppenzusammenhalt, Musik sei wie alles Rituelle und Kulturelle ursprünglich Gruppenkitt.

Wenn man heutige Konzertprogramme betrachtet, fällt auf, dass das Publikum oft direkt mit unterschiedlichen Genres konfrontiert wird beispielsweise beim Crossover. Gleichzeitig entstammen die Musiker allen möglichen Nationen. An welchem Punkt aber ist Musik transkulturell?

Welsch: Zwar sind die Orchester alle international zusammengesetzt, aber sie spielen meist nur westliche Werke. Transkulturalität verlangt eigentlich, dass im Werk selbst, in der Musikform so etwas wie kulturelle Durchdringung stattfindet. Dies findet man z. B. bei Werken von John Cage, Toru Takemitsu und schon bei Gustav Mahler. Insgesamt ist mein Eindruck aber eher der, dass es in der zeitgenössischen Musik nicht sehr viel an wirklicher Transkulturalität gibt, allenfalls wäre das Kronos Quartett eine Ausnahme. Im Tanz scheint mir Transkulturalität verbreiteter. So gibt es - z. B. in Taiwan das Cloud Gate Dance Theater, das westliche Tanzformen klassischer wie moderner Art mit asiatischen Traditionen wie Tai Chi, Qi Gong, Kampfsportarten oder Kalligraphie verbindet und sozusagen einen asiatischen Schwanensee mit einer ganz eigenen, durch fließende Bewegungen charakterisierten Physiognomie hervorbringt. Da führt die Verbindung westlicher und östlicher Inspirationen zu etwas genuin Neuem. Obwohl diese Tanzgruppe nur mit einem Bein in der taiwanesischen Kultur steht, ist sie in ihrem Heimatland ein Objekt des Nationalstolzes. Ähnliches kenne ich für die zeitgenössische Musik nicht: Ob es transkulturell ist, wenn Lang Lang europäische Klassiker spielt, scheint mir doch sehr fraglich. Anders steht es bei dem koreanischen Dirigenten Myung-Whun Chung, der eine wirklich einmalige Art zu dirigieren hat. Sein Bewegungsfluss ist offensichtlich vom Tai Chi geprägt. Das ist natürlich immer noch eine vergleichsweise äußerliche Verbindung, nicht so innerlich, wie wenn im Werk selbst zwei Komponenten verbunden sind. Aber es ist ein Schritt in Richtung Transkulturalität.

Wie wandlungsfähig ein Werk sein kann, sehen wir ja zum Beispiel in außergewöhnlicher Weise beim Cellisten und Dirigenten Nikolaus Harnoncourt. Fällt denn das Zusammenführen verschiedener Stile in der Musik auch unter den Begriff Transkulturalität?

Welsch: Wenn man die verschiedenen Stile als Kulturen innerhalb des Bereichs Musik auffasst, dann kann man von Transkulturalität sprechen. Dadurch, dass ich einen sehr viel späteren Stil kenne, färbt das auf meine Interpretation des Früheren ab, somit kann man diese Form als inner-musikalisch-transkulturell bezeichnen.

Der Deutsche Musikrat orientiert sich in seinem Handeln am Begriff des transkulturellen Dialogs. Wie verhalten sich diese beiden Begriffe in Ihren Augen zueinander?

Welsch: Im Dialog gibt es klassischerweise zwei voneinander abgegrenzte Parteien. Insofern passt das

Konzept des Dialogs eher auf die Interkulturalität. Wie bereits beschrieben, sehe ich die Gefahr, dass dieser Dialog, weil noch am Kugel-modell festhaltend, zum Scheitern verur-teilt ist. Man sollte eher von transkulturel-ler Kommunikation oder transkulturellem Austausch sprechen. Diese Begriffe sind breiter und nicht so nah am Kugelkonzept wie der Dialog.

---

[\*] Quelle: Wikipedia